

Raingard Knauer

Prävention braucht Partizipation

„Prävention ist besser als Intervention“ – nach diesem Motto haben präventive Konzepte seit geraumer Zeit Konjunktur. Da Vorbeugung am nachhaltigsten zu sein verspricht, je früher sie beginnt, sind die Zielgruppen vorbeugender Maßnahmen häufig Kinder und Jugendliche. Prävention gehört seit dem Achten Jugendbericht (BMJFF, 1990) zu den Strukturmaximen der Jugendhilfe. Prävention ist aus pädagogischer Sicht aber auch kritisch zu bewerten. Vor allem die Defizitorientierung und das damit verbundene Menschenbild des Kindes als Objekt pädagogischen Handelns lässt Prävention geradezu als Gegenstück zur Partizipation erscheinen. Im Folgenden werden zentrale Aspekte von Prävention skizziert und der Zusammenhang zur Partizipation dargestellt. Prävention – so die These – braucht Partizipation, wenn sie auf der Basis subjektorientierter Pädagogik geschieht.

Prävention meint „Vorbeugen“. Im allgemeinen Sprachbereich hat sich das Verständnis von Prävention als „vorbeugendes Handeln“ durchgesetzt (vgl. Böllert, 2001, 1394). Dabei bezieht sich „vorbeugend“ in der Regel auf negative Handlungsweisen, die durch frühzeitiges pädagogisches Handeln vermieden werden sollen.

Prävention kann Schlimmeres verhindern ...

Da Vorbeugung am besten ganz früh beginnt, hat die Prävention die Kindertageseinrichtungen entdeckt. Viele Probleme, die Kinder später haben könnten, sollen hier bereits durch „vorbeugendes Handeln“ vermieden werden. Kinder lernen, was gesund ist, was nicht dick macht, wie man die Zähne schützt, wie man Unfälle vermeidet, wie man Konflikte gewaltfrei löst, wie man „nein“ sagen kann, dass man sich vor Süchten in Acht nehmen muss und vieles mehr. Modellprojekte, die Prävention versprechen, haben Konjunktur. Prävention ist seit dem achten Jugendbericht eine Leitorientierung der Jugendhilfe. Nicht nur aus ökonomischen Motiven ist es sinnvoll, Kinder so stark zu machen, dass sie ihr Leben auch in schwierigen Situationen ohne abweichendes Verhalten bewältigen können.

... birgt aber auch viele Probleme

Es gibt aber auch warnende Stimmen vor der Präventionseuphorie – vor allem in der offenen Jugendarbeit (vgl. u. a. Freund/Lindner, 2001, Sturzenhecker, 2002). Einige dieser kritischen Fragen sind:

- *Werden die angegebenen Ziele wirklich erreicht?*

Werden Kinder, die im spielzeugfreien Kindergarten eigene Spiele und Ideen entwickelt haben, wirklich nicht süchtig? Verhindert frühe Auseinandersetzung mit gesunder Ernährung oder Zahnprophylaxe tatsächlich Übergewicht und Karies? Oder auch anders herum: Ist die Tatsache, dass die Kinder in einem Stadtteil keine Suchtproblematik entwickeln auf die Präventionsarbeit im Kindergarten zurückführbar? Präventive Wirkungen beruhen vornehmlich auf Annahmen, sie sind selten direkt nachweisbar. Wenn versprochene Wirkungen ausbleiben, kann das für die Einrichtungen problematisch werden. Helga Treeß beschreibt dies für die Jugendarbeit: „Die Präventionsfalle ... klappt zu, wenn ihre Vertreter/innen kleinlaut immer wieder zugeben müssen, dass zum Beispiel auch eine Rund-um-die-Uhr-Betreuung keine Garantie gegen Drogenmissbrauch samt Beschaffungskriminalität, Ge-

waltausbrüchen und Brandstiftung ist.“ (Treeß, 2002, 926) Kindertageseinrichtungen sollten mit Präventionsversprechungen äußerst vorsichtig umgehen.

- *Was ist überhaupt normal?*

Es liegt in der Natur des Präventionsdenkens, dass vor allem das Nichtnormale, das verhindert werden soll, im Mittelpunkt steht. Aber was ist normal und welche Nichtnormalität wollen wir verhindern? Ab wann ist die Lebhaftigkeit eines Kindes als „abweichend“ zu bewerten? Welche Essgewohnheiten sind noch „normal“ und welche schon „abweichend“? Ist das Verhalten von Peter, der immer wieder die körperliche Auseinandersetzung mit anderen Kindern sucht, noch als „normales“ Ausprobieren eines Dreijährigen im Rahmen seiner Identitätsbildung zu werten oder zeigen sich hier schon Vorboten eines zur Gewalt neigenden Machoverhaltens? Die Präventionslogik unterstützt die Tendenz, Verhalten als mögliche Abweichung zu bewerten. Deshalb benötigt Präventionsarbeit eine sehr genaue Reflexion über die Wahrnehmung von Normalität und Abweichung. Auf diese Problematik wurde schon im Achten Jugendbericht hingewiesen: „Jugendhilfe im Konzept von Prävention zu sehen, könnte bedeuten, alle ihre Aktivitäten unter dem Gesichtspunkt der Verhütung von Schwierigkeiten ... zu verstehen und so ... Wirklichkeit zu pathologisieren ... Dies aber wäre eine schreckliche Konsequenz.“ (vgl. BMJFF, 1990, 85 f.) Thomas Freund und Werner Lindner spitzen diese Kritik zu. Sie sprechen von einer Präventionsspirale, in der ein überzogenes Präventionsdenken „nicht mehr Abweichung, sondern Normalität (was immer das sein mag) als Vorform potenzieller Devianz bewertet, diese mit immer feineren Sensoren beargwöhnt und damit fortwährend neue Präven-

tionsanlässe erzeugt“ (Freund/Lindner, 2001). Kindertageseinrichtungen sollten sehr vorsichtig mit den Etiketten „normal“ und „abweichend“ umgehen. Pädagogik ist – anders als Prävention – zutiefst optimistisch. Sie sieht primär die Chancen und die positiven Interpretationen von Verhaltensweisen.

- *Wird die Gegenwart der Kinder ernst genommen oder vor allem eine mögliche Problematik in der Zukunft verhindert?*

„Das Kind hat ein Recht auf den heutigen Tag“, so formulierte Anfang des letzten Jahrhunderts schon Janusz Korczak. Prävention aber sieht vor allem die Zukunft, die es mit gegenwärtigen pädagogischen Aktivitäten zu optimieren gilt: „Wir wissen, was gut für dich ist und wovor du dich hüten musst.“ Spätestens hier wird deutlich, dass Prävention dazu neigt, Kinder als Objekte pädagogischen Handelns zu begreifen. Wenn Kinder als Subjekte ernst genommen werden, müssen sie auch riskantes Verhalten erproben dürfen, ohne dass ihnen eine Zukunft als Kriminelle, Süchtiger oder Gewalttäter zugeschrieben wird.

Prävention in Kindertageseinrichtungen ist sinnvoll. Kinder stark zu machen, Problemsituationen frühzeitig zu erkennen und durch vorbeugendes Handeln nicht eskalieren zu lassen, ist eine wichtige Aufgabe für Kindertageseinrichtungen. Prävention darf aber nicht zur handlungsbestimmenden Grundorientierung frühkindlicher Pädagogik werden.

Prävention auf drei Ebenen

Sowohl der Ansatz „Kinder und ihre Familien stark machen“ als auch das Programm „Hilfe für übergewichtige Kinder“ sind Präventionsaktivitäten. Sie liegen aber auf verschiedenen Ebenen. In der Prävention wird zwischen drei Ebenen unterschieden (vgl. Böllert, 2001, 1394; BMJFF, 1990): der primären, der sekundären und der tertiären Prävention. Vereinfacht ist das Verhältnis zwischen diesen Präventionsansätzen zu beschreiben mit den Worten „vom Allgemeinen zum Konkreten“.

Primäre Prävention meint die Stabilisierung der Lebensbedingungen für junge Menschen und ihre Familien mit dem Ziel, die Selbsthilfekräfte zu stärken. Davon erhofft man sich, dass Probleme nicht auftreten oder problematische Lebenssituationen eigenständig bewältigt werden können. Primäre Prävention ist weniger auf die Verhinderung spezifischer Gefährdungen ausgerichtet, sondern hat eher die Stärkung allgemeiner Kompetenzen der Lebensbewältigung zum Ziel. Dazu gehören die Verbesserung der Kinder- und Familienfreundlichkeit in der Region sowie die Verbesserung der allgemeinen Daseinsvorsorge für Kinder und Familien. Wenn Kinder geborgen aufwachsen, wenn sie erfahren können, wie es ist, Schwierigkeiten mit eigenen Kräften (unterstützt durch andere) zu bewältigen, wenn Eltern in ihrem Umfeld Unterstützung statt Behinderung erfahren, werden Probleme seltener eskalieren.

Zur primären Prävention gehören auch die Kindertageseinrichtungen selbst. Wenn sie bedarfsgerechte Bildungs- und Betreuungsangebote bereitstellen, erleichtern sie den Familienalltag. Maßnahmen primärer Prävention richten sich nicht an besonders bedrohte Kinder und Familien, sondern sind ein Regelangebot für alle. Der spielzeugfreie Kindergarten, der zunächst als Konzept der Suchtprävention entwickelt wurde, ist ein Beispiel für primäre Prävention.

Sekundäre Prävention meint Angebote für junge Menschen und ihre Familien in Lebenssituationen, die erfahrungsgemäß belastend sind. Hier ist abweichendes Verhalten noch nicht manifest, kann sich aber mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit entwickeln. Klassische Präventionsprogramme wie Suchtprävention, Gewaltprävention, Kriminalitätsprävention für bestimmte Zielgruppen oder in bestimmten Lebensphasen und -situationen sind typisch für sekundäre Prävention. In Kindertageseinrichtungen können dies sein: Selbstverteidigungskurse für Mädchen, Verkehrserziehung, Angebote für gesunde Ernährung et cetera. Sekundäre Prävention bietet sich an, wenn im Stadtteil bekannt ist, dass relativ viele Kinder Probleme in einem bestimmten Bereich haben. Stellt man zum Beispiel

fest, dass in einem Stadtteil viele Kinder ohne deutsche Sprachkenntnisse leben, die in der Schule scheitern, dann kann ein Konzept der interkulturellen Sprachförderung (wie z. B. von Breikopf/Schweitzer, 2005, beschrieben) als sekundäre Prävention begriffen werden. Sekundäre Prävention setzt immer eine konkrete Bedarfsanalyse für vorbeugende Unterstützungsangebote voraus und wird in jeder Kindertageseinrichtung anders aussehen müssen.

Tertiäre Prävention schließlich meint Maßnahmen der Nacherziehung. Wenn Probleme bereits manifest sind, können Angebote, die ein weiteres Eskalieren verhindern können, ebenfalls als Prävention bewertet werden. Wenn Kindertageseinrichtungen Multiproblemfamilien spezifische Angebote machen (z. B. im Bereich Hilfen zur Erziehung in den Kindertageseinrichtungen Tagesgruppenarbeit anbieten), kann dies als tertiäre Prävention (Verhinderung von Heimerziehung) begriffen werden.

Auf allen Ebenen geht es um die Minimierung von Risiken für Kinder und ihre Familien, ein Ziel, das wiederum auch selbst problematisch sein kann.

Das Risiko-Paradox in der Prävention

Bei der Prävention als vorbeugendes Handeln geht es um die Minimierung von Risiken. Dies führt zu einem Widerspruch, der im Folgenden als „Risiko-Paradox“ dargestellt wird (vgl. Knauer, 2004). „Risiko“ ist in der Risikogesellschaft ein ambivalenter Begriff. Während Risiken einerseits Teil der Normalität geworden sind und durchaus Freiheiten versprechen, steigt mit zunehmenden Risiken gleichzeitig die Gefahr des Scheiterns besonders für junge Menschen, die nur über geringe soziale Ressourcen verfügen. Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim haben diese Doppeldeutigkeit des Risikos in dem Begriff „Riskante Freiheiten“ zusammengeführt (vgl. Beck/Beck-Gernsheim, 1994).

In der Prävention gilt das Risiko zunächst vor allem als Gefahr, die es zu meiden gilt. Ein wesentliches Ziel prä-

ventiver Maßnahmen ist es, Risikoverhalten von Kindern zu verhindern oder zumindest zu reduzieren. Kinder und ihre Familien sollen möglichst früh darin gestärkt werden, riskante Lebensweisen zu meiden.

Gleichzeitig sind Risiken in unserer Gesellschaft aber alltäglich. Individualisierungs- und Pluralisierungsprozesse führen dazu, dass riskante Entscheidungen auch von Kindern und Jugendlichen täglich getroffen werden müssen. Risikokompetenz ist eine wichtige Grundqualifikation für eine gelingende Lebensführung. Risiken bewusst einzugehen und bewältigen zu können, das lernen Kinder nur im Umgang mit Risiken. Dies hat auch der Bundesverband der Unfallkassen erkannt, wenn er betont, dass nicht mehr Risikovermeidung sondern der Erwerb von Risikokompetenz das Ziel einer Unfallprävention ist. Diese kann nur durch reflektierten Umgang mit Risiken gewonnen werden (vgl. Bundesverband der Unfallkassen, 2001). Grenzüberschreitungen, Provokationen, die Verletzung normativer Vorgaben ist für Kinder ein wichtiges Element der Identitätsentwicklung. Sich in „Gefahr“ zu begeben („Ich klettere jetzt auf den gefährlichen Baum über den Brennesseln“), die eigenen Grenzen zu überschreiten („... und zwar ganz nach oben, da war ich noch nie“), Wagemut zu zeigen („Ich bin so mutig, ich kann vom dritten Ast abspringen, ohne mir weh zu tun“), dies gehört seit jeher zu den wichtigen Entwicklungsaufgaben des Kindesalters. Riskantes Verhalten ist eine Voraussetzung für kindliches Lernen. Auch gehen lernen Kinder nur, wenn sie sich dem Risiko des Hinfallens aussetzen.¹ Mit zunehmender Selbstständigkeit wählen sich vor allem männliche Jugendliche auch problematische Erprobungsfelder. Ob ihre Verhaltensweisen als Vorbereitungsverhalten für ein Delikt oder als jugendliches Alltagshandeln zu bewerten sind, ist häufig nicht zu unterscheiden (vgl. Lindner, 2001).

Prävention als Risikoverminderung ist – so zeigen diese Beispiele – nur durch das Eingehen von Risiken möglich. Diesen Widerspruch müssen Präventionsmaßnahmen immer wieder integrieren. Prävention bedeutet, Kinder

in ihrer Auseinandersetzung mit Risiken zu begleiten und gegebenenfalls zu unterstützen. Prävention heißt gerade nicht, die risikofreie Kindertageseinrichtung zu schaffen, sondern kontrollierte Risiken zuzulassen und Kinder darin zu ermutigen, ihre Grenzen zu erweitern. Dieses wiederum ist nur möglich, wenn Erwachsene unter der Überschrift „Prävention“ nicht die Rolle des „Besserwissenden“ einnehmen, sondern sich auch in der Prävention an den Kindern orientieren.

Prävention braucht Partizipation

Welche Grenzen es zu erweitern gilt, welche Risiken ein Kind eingehen sollte, ist individuell verschieden. Genauso unterschiedlich sind die Kriterien, nach denen ein Verhalten als abweichend oder normal zu bewerten ist. Es bedarf des Dialogs – mit den Erzieherinnen, mit den Müttern und Vätern und vor allem mit den Kindern –, um dieses beurteilen zu können.

Prävention und Partizipation sind beide Leitorientierungen der Jugendhilfe (vgl. BMJFF, 1990). Sie sind allerdings unterschiedlich bedeutsam. Während Partizipation auf den Kern pädagogischen Denkens und Handelns verweist (vgl. Knauer, in KiTa spezial 4/2005), ist Prävention ein untergeordneter Aspekt und seinerseits auf Partizipation angewiesen. Wie beide Aspekte zusammenhängen, wird abschließend auf den drei Präventionsebenen dargestellt:

Primäre Prävention: Primärer Prävention geht es um die Unterstützung der Selbsthilfefkräfte. Diese können Kinder und ihre Familien nur selbst entwickeln, sie können ihnen nicht wie auch immer injiziert werden. Damit Kinder und ihre Familie als Subjekte eigene Ressourcen stärken und pflegen können, müssen sie sich an der Gestaltung ihrer konkreten Lebensbedingungen beteiligen können.

Sekundäre Prävention: Auch wenn theoretisch bekannt ist, welche Lebenssituationen erfahrungsgemäß belastend sind und Ansatzpunkte für sekundäre Prävention sein können, kann letztlich nur im Dialog aller Beteiligten entschieden werden, welche Angebote konkret

sinnvoll sind. Ob der Schwerpunkt in der Kindertageseinrichtung im nächsten Vierteljahr „Wir kommen überall hin“ oder „Essen macht Spaß“ (von den Erwachsenen lustfeindlich „Verkehrserziehung“ und „Gesunde Ernährung“ genannt) liegen soll, muss partizipativ entschieden werden. Thematisieren die Kinder eher Fragen der Erweiterung ihres Aktionsrahmens trotz der befahrenen Straße vor der Einrichtung oder ist das Essen oder der Körper von besonderer Bedeutung? Wie bei der Entscheidung für Projektthemen sollten auch Präventionsangebote sich aus der konkreten Situation heraus begründen lassen – und nicht zum Beispiel deshalb gewählt werden, weil es hierfür gerade Fördermittel gibt.

Tertiäre Prävention: Die gemeinsame Verabredung einer Hilfe ist im Rahmen tertiärer Prävention unabdingbar. Menschen in problembelasteten Lebenssituationen können risikominimierende Verhaltensweisen nur entwickeln, wenn diese ihnen aus ihrer Perspektive heraus sinnvoll erscheinen. Tertiäre Prävention ist die oft mühsame Suche nach Zugängen des Einzelnen zu risikoärmeren Verhaltensweisen und die Bereitstellung der dafür notwendigen Unterstützung. Dies kann zum Beispiel bedeuten, dass eine Mutter, die ihre Kinder wiederholt aufgrund depressiver Verstimmungen vernachlässigt hat, mit der Erzieherin verabredet, sich regelmäßig mit ihr zu treffen. In diesen Gesprächen besteht die Chance, rechtzeitig zu erkennen, wann die Mutter unterstützender Hilfen bedarf.

Kindertageseinrichtungen sollten sich mit Prävention beschäftigen, sie aber nicht zur Leitmaxime werden lassen. An erster Stelle stehen die (sozial-)pädagogischen Ziele der Arbeit (Bildung, Erziehung, Betreuung und Unterstützung, vgl. Knauer, 2005). In diesem Rahmen kann auch Prävention geleistet werden. Wenn Prävention partizipativ geplant und gestaltet wird, kann sie dazu beitragen, dass Kinder und ihre Familien Kompetenzen erwerben, die sie leichter auch schwierige Lebenssituationen bewältigen lassen. Kindertageseinrichtungen können als erste außerfamiliale Institutionen vielfältige Beiträge dazu leisten. Sie sollten sich aber nicht dazu

verleiten lassen, allgemeine Präventionsversprechungen zu geben, sondern ihre Ziele und Angebote an den konkreten Verhältnissen orientieren und mit allen Beteiligten abstimmen: Prävention braucht Partizipation.

*Prof. Dr. Rainard Knauer,
Fachhochschule Kiel,
Kiel*

Fußnote:

1. Schon Janusz Korczak hat dieses Recht auf Risiko gemeint, als er vom Recht des Kindes auf seinen eigenen Tod sprach.

Literatur:

- Beck, U./Beck-Gernsheim, E. (Hrsg.): Riskante Freiheiten, Frankfurt am Main, 1994.
- BMJFF: Achter Jugendbericht. Bericht über Bestrebungen und Leistungen der Jugendhilfe, Bonn, 1990.
- Böllert, K.: Prävention und Intervention, in Thiersch, H.-U./Otto, H. (Hrsg.): Handbuch Sozialarbeit Sozialpädagogik, Neuwied/Kriftel, 2001. S. 1394–1398.
- Breitkopf, T./Schweitzer, H.: Ich habe gelernt, wieder Hoffnung in meine Kinder zu setzen. Elternbildung und interkulturelle Sprachförderung, sozial extra, 4/2005, S. 19–24.
- Bundesverband der Unfallkassen (Hrsg.): Sicherheitsförderung – ein Baustein der Gesundheitsförderung in der Schule, München, 2001.
- Freund, T./Lindner, W. (Hrsg.): Prävention. Zur kritischen Bewertung von Präventionsansätzen in der Jugendarbeit, Opladen, 2001.
- Knauer, R.: Prävention braucht Partizipation. Anforderungen an Prävention aus Sicht der Jugendhilfe, in Ostendorf, H. (Hrsg.): Effizienz von Kriminalprävention. Erfahrungen im Ostseeraum, Lübeck, 2004. S. 35–42.
- Knauer, R.: Kindertageseinrichtungen zwischen Bildung und Unterstützung, in KiTa aktuell ND 9/2005, S. 179ff.
- Knauer, R.: Partizipation – ein altes und ein neues Thema in der Pädagogik, in KiTa spezial 4/2005 „Partizipation“, S. 4 ff.
- Müller, B.: Prävention – Verhindern und Befähigen. Versuch zur Entwirrung eines Begriffs, neue praxis, 3/2001, S. 287–295.
- Sturzenhecker, B.: Zur Kritik von Prävention aus Sicht der Jugendarbeit in Deutschland, in Ostendorf, H. (Hrsg.): Effizienz von Kriminalprävention. Erfahrungen im Ostseeraum, Lübeck, 2004.

<Ar-2470.0603-00010>

Eigenanzeige